

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 77 (1997)
Heft: 7-8

Artikel: Wachstum : Denkanstoss oder Denkfehler? : Zwischen Ich und Nicht-Ich
Autor: Doeme, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WACHSTUM – DENKANSTOSS ODER DENKFEHLER?

Peter Doeme

ist 1929 in Budapest geboren. Nach dem Ingenieurstudium an der ETH Zürich war er zuerst in der industriellen Forschung, dann im Forschungsmanagement tätig. Ausbildung zum Individualpsychologischen Berater (Alfred Adler). Seit 1992 arbeitet er als Freischaffender auf den Gebieten der Persönlichkeitsentwicklung und der Erwachsenenbildung.

Zwischen Ich und Nicht-Ich

Noch vor einigen Jahren hat sich kaum jemand um Nachrichten gekümmert, in denen über grossangelegte Zusammenlegungen von Unternehmen berichtet wurde. Und das seit langem gebräuchliche Wort «Produktivitätssteigerung» hat früher kaum belastende Assoziationen ausgelöst – es war ein Terminus bloss für Betriebsfachleute. Das ist anders geworden.

Wenn wir hinhören, worauf die Wünsche zur Veränderung gerichtet sind, fällt sofort auf, wie schwierig es ist, in unserem System Schritte zu planen, die Eindeutiges bewirken. Warum? Alles ist mit allem vernetzt, verhängt. In einer Gesellschaft, die nach Selbstbestimmung ruft, sind wir weitgehend fremdbestimmt. Auf wirtschaftlicher, politischer und auch auf gesellschaftlicher Ebene werden Kompromisse ausgehandelt, für welche sich die Begeisterung jeweils in Grenzen hält. Die Resignation erfasst immer weitere Kreise. Doch scheint es einen Ausweg aus dem Dilemma zu geben: das Wachstum! Ob Wirtschaftsfachleute, ob Gewerkschafter oder Politiker, alle betonen überzeugt und wiederholt die Notwendigkeit eines Wachstums. (Vielleicht sind es auch Gewerkschafterinnen und Politikerinnen, der «Tenor» jedoch ist meistens männlich – hat quantitatives Wachstum etwa nichts mehr mit der linkshemisphärischen Denkart des Logikers zu tun?) Dieser Konsens hat sich während der «Aufwärts-Jahre» gehalten. Spätestens seit Ende des Zweiten Weltkrieges reden wir davon, jedoch selten reflektiert. Selbst nachdem der «Club of Rome» die MIT-Studie über die «Grenzen des Wachstums» (DVA, Stuttgart 1972) veröffentlichte, nahm man auf der operationellen Ebene vor lauter Trendmodell Darstellungen kaum Notiz vom eigentlichen Anliegen der Herausgeber. Doch gerade diese nicht-quantitative Botschaft scheint mir wesentlich: Wäre man nämlich dessen gewahr geworden, wäre eine differenziertere Reflexion über das Wachsen möglich und damit auch ein bewussterer Gebrauch des Wachstumsbegriffs zu erwarten. Es gäbe heute bestimmt genügend Gründe, um die lineare Extrapolation mit dem Wachstum

differenzierter anzugehen, als wir uns dies anzuhören gewohnt sind. Aus der Vielfalt publizierter Gedanken zu diesem Thema sei hier auf die einschlägige Passage aus *Stephan Schmidheiny's* Buch «Kurswechsel» (1993) verwiesen, die zur Differenzierung anregt: «Und wenn die Gesellschaft auch in Zukunft nicht verhindern kann, dass trotz stetigem Wirtschaftswachstum viele Menschen arm bleiben, wird diese Armut nicht nur die Umwelt-Ressourcen zerstören, sondern nach und nach auch das Wachstum hemmen.» Dass die Menschen arm blieben, zeigt eine 1996 veröffentlichte Studie (United Nations Development Program) drastisch, nach welcher das Vermögen der weltweit 358 Milliarden derzeit das jährliche Gesamteinkommen der ärmsten Ländergruppe übersteigt, in der fast 45 Prozent der gesamten Menschheit leben. Überdies haben sich in der Zwischenzeit noch andere Faktoren in das System eingeschlichen, die das Wachstum hemmen. Schulden, Arbeitslosigkeit, Umweltbelastung sind nur einige davon. Ist es daher nicht eine *terrible simplification* zu glauben, vieles käme ins Lot, wenn wir nur endlich wieder wachsen könnten? Die Argumente, die der *mainstream* häufig aufgeführt, fassen tatsächlich auf dem gesunden Menschenverstand: «Die Chance liegt in den unendlichen Wachstumsmöglichkeiten, welche durch offene Märkte und Wettbewerbsstrategien erzielt werden können» (David de Pury, *Wirtschaftliche Strategien für die Schweiz*, «Schweizer Monatshefte», Dezember / Januar 1995 / 1996). Solche Überlegungen sind einfach nachzuvollziehen und stützen sich überdies auf die Lehre und auf Erfahrungen.

Im zitierten Bericht «Grenzen des Wachstums» allerdings wird bereits Anfang

der siebziger Jahre auf die die Menschheit bedrohenden Folgen des Wachstums aufmerksam gemacht und von «weltweiten Krisenzustände» gewarnt, «wenn die Tendenzen anhalten». Wir haben es mit zwei voneinander abweichenden Anschauungen ein und desselben Phänomens in ein und demselben Kulturbereich zu tun. Und trotzdem werden Menschen mit unterschiedlichen Anschauungen ähnliche Wertvorstellungen über Lebensqualität, Wohlstand, Sicherung der Grundrechte u.a.m. haben. Woher stammt also die Verschiedenheit der Meinungen? Sie beruht u.a. auf der Auswahl der Beurteilungskriterien. Ein wichtiges Kriterium ist der Zeithorizont: Die Warner bestehen auf dem Wunsch, auch über einen längeren Zeithorizont hinweg betrachtet, einen lebenswerten Planeten zu hinterlassen.

Die deduktive Logik hilft kaum, solche Meinungsverschiedenheiten auszuräumen. Um weiter zu kommen, müssen wir einen Weg beschreiten, der nicht a priori auf Wertungen aufbaut. Mich interessieren in einem solchen Fall des Überhandnehmens der Subjektivität vielmehr die Motive, die den immerhin klugen Denker befeuern. Wozu strebt er nach Wachstum?

Menschliches Urstreben

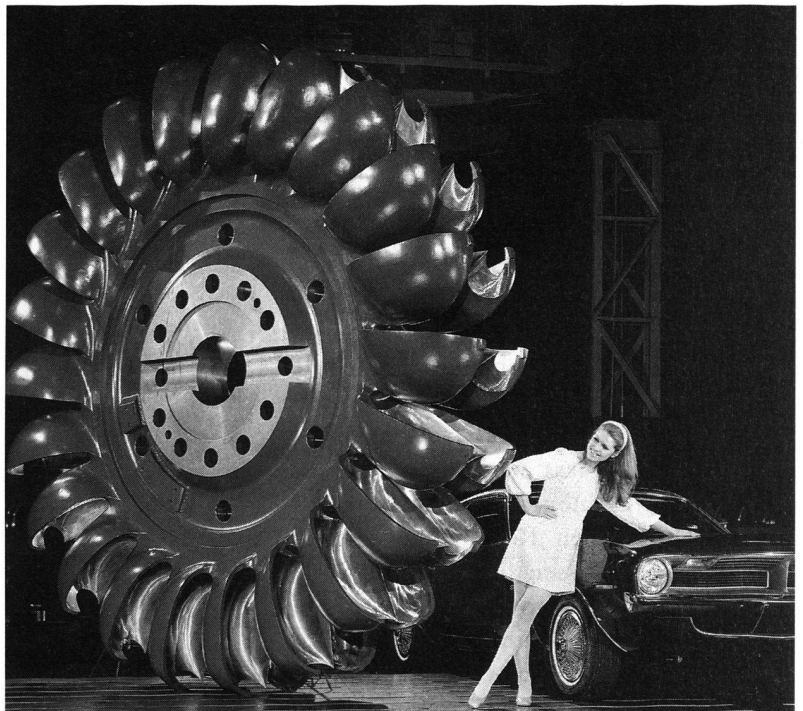
Um den Gedanken des Wachstums nachzuvollziehen, müssen wir an den Anfang der Menschwerdung zurückgehen. Am Anfang begegnen Neugeborene zum erstenmal einem Gegenüber (meistens den Eltern) und entdecken sich dabei selbst: «Ich werde am Du» (Martin Buber, «Ich und Du», 1983). Die gemachte Erfahrung um das Ich und die Anderen begleitet sie, auf eine ganz individuelle Art während des ganzen Lebens. Sie alle lernen mit diesen beiden Erfahrungen, mit dem Ich und dem «Nicht-Ich», zu leben, indem sie sich ständig im Umgang mit den beiden Gegensätzen üben: Im Sein zwischen Abgrenzung und Hingabe. So wird dem Menschenkind schon von allem Anfang an das Dilemma auferlegt, sowohl das Eine zu tun als auch das Andere nicht zu lassen. Dabei lernt es, dass Gegensätze vereinbar sind, vereinbar im «Sowohl-Als-Auch». Diese Erfahrung ist ontogenetisch (im individuellen Entwicklungsprozess also) in uns angelegt.

Die polaren Urimpulse im Individuum, jener, welcher der Ich-Stärkung dient und jener, der nach Anlehnung lechzt, lassen sich leicht auf die Gemeinschaft extrapolieren.

Wachstumsphantasien im 20. Jh. Werbeaufnahme mit Freistrahlturbine, Escher Wyss, Zürich, um 1970.
Quelle: Giorgio Wolfensberger/Urs Stahel, *Industriebild - Der Wirtschaftsraum Ostschweiz in Photographien von 1870 bis heute*, Werd Verlag und Photomuseum Winterthur, Zürich 1994.

Ein Beispiel aus dem gesellschaftlichen Alltag soll dieses Phänomen illustrieren. Übertragen wir zu diesem Zweck den obigen entwicklungspsychologischen Exkurs auf das Kollektiv und schauen wir uns das Spannungsfeld an, welches von den Reizworten «Besitz» und «Fürsorge» ausgeht: Die polaren Urimpulse im Individuum, jener, welcher der Ich-Stärkung dient und jener, der nach Anlehnung lechzt, lassen sich leicht auf die Gemeinschaft extrapolieren. Der eine Pol (Abgrenzung) wird dann zum Besitzanspruch «stilisiert», der andere (Hingabe) wird zur Förderung von sozialen Einrichtungen eingesetzt. Natürlich sind diese Impulse konfliktrichtig, sowohl beim Einzelnen als auch im Kollektiv. Dies zeigt die heute so vehement geführte Auseinandersetzung zwischen «shareholder value» (Besitz) und dem Erhalten sozialer Institutionen (Fürsorge). Den Ursprung dieses «Streitpotentials» können wir in der Polarisierung zwischen dem Ich-Streben und dem Du-Streben finden. Wir tragen also die Wurzeln dieser Auseinandersetzungen in uns selbst.

Keihen wir zur Ontogenese zurück. Das zuerst nur wahrnehmende Wesen wird langsam handlungsfähig. Es trifft bald auf neue Herausforderungen: Gebote und Verbote auf der einen Seite, Freiheitsdrang und Abenteuerlust auf der anderen lässt es ständig zwischen Befolgen und Ausprobieren hin und her schwanken. Immer wieder



trifft es auf ein «*Sowohl-Als-Auch*» und gerät zum ersten Mal in die «Zwickmühle» seiner Entscheidungen. Zuviel Befolgen-Müssen frustriert den Drang zur Selbstverwirklichung, zuviel Freiheit erteilt dem Unerfahrenen hin und wieder schmerzhaftes Lektionen. Auch dieses Spannungsfeld, welches sich zwischen den beiden Polen, der Bindung und der Befreiung aufbaut, wirkt in uns während des ganzen Lebensweges.

Im Kollektiv werden diese Mechanismen selbstverständlich ebenfalls aktiv. Denken wir nur an die Debatte zwischen Pro-Europäern und Europa-Gegnern, die seit Jahren stattfindet. Die Beweggründe dieser Auseinandersetzung sind leicht in den antagonistischen Tendenzen zu finden, welche das Individuum bei jeder Ablösung – zuerst in der Abnabelung, bei der zum erstenmal die systembedingte Trennung demonstriert wird – einer Zerreißprobe aussetzt: Bedeutet uns die Sicherheit der Tradition (die Bindung) mehr, oder sollen wir unsere Bündnisse über die offenen Grenzen hinweg selbst gestalten können (die Befreiung)?

Fassen wir kurz zusammen: Das Wahrnehmen vom Leben geht mit der Erfahrung einher, dass die zur primären Existenzsicherung notwendigen Entscheide weder zeitlich noch örtlich einmalig getroffen werden können. Es geht immer wieder um ein «Aushandeln» (trade off!) der für die momentane Gegebenheit adäquatesten Lösung, d.h. um den Vorteil des Individuums. Wir müssen die Spannungen dieses ständigen Entscheidungszwangs aushalten. Das Wohl eines jeden Menschen hängt einzig von der angeeigneten Fähigkeit ab, auf welche Art diese Entscheidungen getroffen werden.

Auf dem ganzen Lebensweg stellen sich die Grundfragen: Bin jetzt Ich wichtiger oder Du, beziehungsweise ist es mir im Augenblick «im eigenen Garten» wohler oder jenseits des Gartenzauns? Das fortan benutzte Adjektiv «primär» soll zum Ausdruck bringen, dass wir uns an ein ursprüngliches Phänomen herangetastet haben. Die zahllosen Regungen menschlicher Prägungen lassen sich über kurz oder lang auf die vier Urmotivationen, Abgrenzung oder Hingabe, Bindung oder Befreiung zurückführen. Auch wenn wir das Verhalten eines Individuums zu analysieren

versuchten, würden wir auf alle vier Beweggründe stossen, die jedoch – je nach Situation und Persönlichkeit – in unterschiedlicher Intensität zum Tragen kommen. Trotz dieser Vermischung lassen sich charakteristische Aktions- bzw. Reaktionsmuster aufdecken, die über den Urheber Aufschluss geben.

Wir gelangen zur These, dass die Gesellschaft laufend – vermutlich seit sich der homo sapiens in Gemeinschaften zusammenfand – zwischen den Polen der Selbstwerdung und der Solidarität einerseits und zwischen der Hochhaltung übermittelter Werte der Vorfahren und dem Wagnis des «Kurswechsels» andererseits entscheiden musste. Damit wäre auch der phylogenetische Ansatz (kollektiver Entwicklungsvorgang) des Modells angesprochen. Zur Vervollständigung möchte ich auch noch auf die tiefsten Beweggründe unseres Denkens und Handelns hinweisen: die Urangst und das Urvertrauen. Im Kollektiv übersetzt sich dieses Gefühlspaar der Gegensätzlichkeit in etwas, das wir Selbsterhaltungstrieb der Art nennen.

Der «Blinde Fleck» hat System

Wir haben nun das Instrumentarium beisammen, welches uns erlaubt, das Streben nach Wachstum besser zu verstehen. Die Beweggründe zu diesem Konsens des *mainstreams* liefern die primären Strebungen: Deshalb finden wir die Befürworter aus den Lagern aller politischen Richtungen. Es werden Gefühle mobilisiert, die «vorrational» angesiedelt sind. Die seelischen Kräfte, die hinter den Gefühlen stecken, verlangen nach Sicherheit. Und dieses Streben haben wir als Bindung zum Erhalt vorhandener Werte erkannt. Es können aber auch andere «Wünsche» hinzukommen, vornehmlich jene der Ich-Stärkung. Dies weist auf das Streben nach Besitzerhaltung hin, vorausgesetzt, dass Besitz schon vorhanden ist. Die Ich-Stärkung kann sich aber auch anders äussern, z.B.



Marc Chagall, Ausschnitt aus: *Schwangerschaft 1912/13*, Sammlung E.W.K., Bern.

im Streben nach Besitz und Macht. Der Wachstumsglaube also verleiht Sicherheit, gibt Hoffnung auf Besitzerhaltung (bzw. Wertsteigerung des Besitzes) und könnte allenfalls zum Ausbau von Machtpositionen beitragen. Dass es auch noch Mischformen dieser Beweggründe geben kann, ist selbstverständlich, jedoch für unsere Modellvorstellung belanglos.

Wollen wir unsere These der Polarisierungen menschlicher Sehnsüchte und Streben in bezug auf das Wachstum abrunden, muss uns etwas auffallen: Die beiden Gegenpole zur «Bindung» und «Ich-Stärkung», nämlich die «Fürsorglichkeit» einerseits und die «Befreiung» andererseits, fallen, wenn es um Wachstum geht, durch die Maschen. Auch das lässt sich deuten. In schwierigen Zeiten wird der erwachsene Mensch ein Sicherheitsverhalten entwickeln; er wird sich vornehmlich auf sich verlassen und auf Dinge, allenfalls auf Menschen, die er im «Griff» hat. Dadurch wird verständlich, warum der heutige Handlungsnotstand nach kurzfristigen Lösungen ruft: Je schneller sich etwas verwirklichen lässt, um so kleiner ist das Risiko, die Kontrolle zu verlieren und um so schneller können Fehler korrigiert werden. Visionen mit der Aufforderung, langfristige Wandlungsprozesse einzuleiten und die daraus erwachsenden Einschränkungen in Kauf zu nehmen, haben wenig Chancen. Es verwundert daher nicht, wenn im Artikel «Mein Name ist Ökonom, ich weiss nichts» (H.-P. Guggenbühl, Weltwoche / 7. November 1996) erwähnt wird, wie der vor knapp 20 Jahren veröffentlichte NAWU-Report (S. Fischer Verlag, 1978), welcher für ein Steuersystem plädiert, das zum ökologisch-ökonomischen Gleichgewicht führen soll, beurteilt wird: «Die Tatsache, dass Nullwachstum (...) eine Überwindung des Öko-

.....

Die beiden
Gegenpole zur
«Bindung» und
«Ich-Stärkung»,
nämlich die
«Fürsorglichkeit»
einerseits und
die «Befreiung»
andererseits,
fallen, wenn es
um Wachstum
geht, durch die
Maschen.

.....

nomie-Ökologie-Konflikts nicht zu garantieren vermag (...) beeinträchtigt die politische Akzeptanz» (Franz Jaeger, Natur und Wirtschaft, Rüegger Verlag, 1993). Diese Ansicht illustriert vortrefflich, wie Garantie-Erwartungen die Akzeptanz-Bereitschaft der Entscheidungsträger bestimmen.

Das Hochhalten von Werten, die Sicherheit vermitteln, betrifft auch das Geld. Unser Verhältnis zum Geldsystem wird vom Sicherheitsbegriff ganz besonders geprägt. Geld ist das Symbol für den Wunsch nach Wachstum: H. C. Binswanger und P. von Flotow analysieren in ihrem Buch «Geld und Wachstum» (Verlag Weitbrecht, 1994) die Eigendynamik des Geldes, «(...) das in entscheidendem Ausmass den Wachstumsprozess beeinflusst und verursacht (...)».

Dient nun der Wachstumsbegriff als Denkanstoss? Ja, bestimmt. Wir sind aufgefordert – und diese Aufforderung geht auf die Schöpfung zurück – im Spannungsfeld der Polaritäten Antworten zu suchen, die das «Sowohl-Als-Auch» beinhalten. Heute scheinen eher jene Tendenzen vorzuherrschen, die nach Sicherheit und Selbstbehauptung rufen. Der Denkanstoss dürfte die Möglichkeiten des Ausgleichs ausloten helfen. Ist Wachstum ein Denkfehler? Das ist es bestimmt auch, wenn es unipolar ausgelegt wird. Schliesslich wissen wir alle, dass das System Erde über begrenzte Ressourcen verfügt. So drängt sich auf, das System als Ganzes in die zukünftigen Überlegungen mit einzu beziehen. Damit könnten die Einflussgrößen der bislang vorherrschenden Faktoren durch die Hinzunahme weiterer, bis anhin weniger beachteten Parameter des stark vernetzten Systems wirkungsvoll ergänzt werden. Sowohl die Einen als auch die Anderen haben ihre Bedeutung. Und dies soll zum *mainstream* werden. ♦

Auch für das Fortschrittsproblem gilt, dass jede echte Produktivität Freiheit zur Voraussetzung hat. Doch ohne ein inneres Zentrum und ohne tragenden Grund ist die Freiheit stets gefährdet.

Aus: FRIEDRICH RAPP, Fortschritt, Entwicklung und Sinngehalt einer philosophischen Idee, Darmstadt 1992, S. 216.